

diesen die Mundart als Kunstmittel eines neuen, meist politisch engagierten Realismus brauchbar erschienen sein. Kurzum, es gibt wieder so etwas wie Mundartliteratur; und es gibt sogar eine Reihe beachtlicher Texte. Aber: weithin verraten diese Texte wie auch die sie begleitenden theoretischen oder programmatischen Erklärungen rundum Unsicherheit: Polemik gegen Anekdote und Derb-Deftiges erzielt ein Eigentor nach dem anderen; schriftdeutsche Denkformen werden in mundartliche Lautung gekleidet; Mundartdichtung als Mittel gesellschaftsverändernder Aufklärung wird begründet mit Worten und Wörtern, die nur zu gut mit Blut und Boden zusammenpassen – auch wenn man davon noch so wenig wissen will. Unsicherheit und Orientierungslosigkeit allenthalben, wo's um neue Mundartdichtung geht. Und deshalb neben Beachtlichem so viel Mindes. (Dem freilich bei öffentlichen Lesungen zu Wein und Brezeln meist der größere Beifall zuteil wird.)

Warum diese Unsicherheit, diese unterschiedliche Qualität in der neueren Mundartdichtung? Meine Theorie: Weil die Tradition aufgegeben worden, verlorengegangen ist und also die Leitbilder, die Lehrmeister, die Maßstäbe fehlen. Ein Beispiel für viele (auch hier kommt es auf Namen nicht an, weil nur ein Symptom aufgezeigt werden soll): Unter der Überschrift *Wamma oosre schwäbische Dichter liest* heißt es da etwa *Noi / i ko s ned vrbutza / gang mr aweg*

mit / deam siaßliche Glomb / i ko s ned vrbutza. Darf man viel erwarten – bei bester Absicht und beachtlicher Begabung – wenn so *oosre Dichter* charakterisiert werden? Muß man nicht vermuten, daß hier Wissen aus zweiter Hand bedichtet wird? Oder ein Ressentiment, das fundierter Kenntnis entbehrt, Kenntnis von dem, was einige geschrieben haben, die durchaus *oosre Dichter* genannt werden können? Was aber soll man sagen, wenn der Autor dann fortfährt: *i brauch halt wieder / a durchwaxens Rauchfloisch / ond en räasa Mooscht drzua?* – Nun, was soll man anderes sagen als: Lies doch mal *oosre schwäbische Dichter!* Auch hier keine Namen. Außer einem: SEBASTIAN SAILER. Ich meine, bei dem *gäb's* genug *durchwaxens Rauchfloisch / on en räasa Mooscht drzua*.

Literaturhinweis

Allgemein zugänglich sind die Werke SAILERS jetzt wieder durch die Reproduktion der Ausgabe SIXT BACHMANN'S, mit einer Einleitung und erweiterten Worterklärungen von FRANZ GEORG BRUSTGI (Reutlingen 1977). Dort auch Angaben über Literatur zu SAILER und über die einzelnen Werkausgaben – mit Ausnahme der von LORENZ LOCHER (Munderkingen 1965), die außer dem Werk SAILERS Dokumente zu seiner Biographie, eine Einleitung von STEFAN OTT und ein umfangreicheres Literaturverzeichnis bietet. – HERMANN FISCHER hat sich in folgenden Zusammenhängen über SAILER geäußert: Über den schwäbischen Dialekt und die schwäbische Dialektdichtung (in: Württ. Vierteljahreshefte f. Landesgeschichte Jg. VII/1884, S. 56 u. S. 130) – Aus der Geschichte der schwäbischen Mundartdichtung (in: HERMANN FISCHER, Beiträge zur Literaturgeschichte Schwabens, 1891, S. 214) – Die Schwäbische Literatur im 18. u. 19. Jh. (1911).

Probleme der zeitgenössischen Mundartdichtung

Mundartdichtung – dieses Wort provoziert Emotionales. Bei den einen löst es mitleidiges Lächeln aus, reizt es zu Ironie und Sarkasmus oder rundweg zu Ablehnung. Bei den anderen fördert es Heimatbewußtsein, Selbstwertgefühl, verbunden mit einer nach außen gekehrten Hochstimmung. Mundartdichtung – ein Wort, das Widersprüche erzeugt und Fronten schafft, die im Schriftdeutschen bei der gedanklichen Verbindung von Sprache und Dichtung undenkbar sind. Aber das ist nichts Neues. Die Neigung zur Schwarzweißmalerei hat, wenn es um Mundartdichtung geht, Geschichte. Es scheint so, als habe man sich stets nur für oder gegen Mundartdichtung aussprechen können. Und das Engagement dafür oder dagegen hatte stets vielerlei Motive. Daran hat sich bis in unsere Tage nicht viel geändert. Die Mundartdichtung litt seither unter solchen

Wilhelm Staudacher

Konfrontationen, und sie leidet fortwährend noch immer daran.

Ursächlich dafür sind einige Gemeinplätze, die Theoretiker für die Mundartdichtung gesetzt und mit denen sie die Möglichkeiten der Mundartdichtung als besonderer Dichtungsgattung eingeschränkt haben. Bezeichnenderweise waren es die Mundartdichter meist selbst, die solche Theorien formulierten. Zur Charakterisierung der Mundartdichtung zählten Topoi wie «die Mundart als unverfälschter Urquell der Sprache», «Echtheit der Mundart», «lokale Einengung des Stoffes», «Ernsthaftigkeit», dazu auch die Forderung nach Erinnerung an Vergangenes und nach Bewahrung des Gewesenen. Diese ideologische Fracht führte zwangsläufig zu der Folgerung, Mundartdichtung müsse «nach Anspruch und Funktion als der Ro-

mantik verhaftete Bukolik des modernen gebildeten Menschen gedeutet werden». So jedenfalls das Ergebnis einer ausführlichen Untersuchung von Monika Jaeger im Jahre 1964 zum Thema «Theorien der Mundartdichtung». Hinzu kommt die häufig anzutreffende Gleichbewertung von Mundart und Mundartdichtung mit Provinzialismus und von dorthier die Qualifikation der Dichtung in Mundart als Ausdruck des provinziellen Bewußtseins. Und hinzu kommt auch die Verulkung der Mundart in Lederhosen- und Waterkant-Volksstücken in der Art des Komödienstadels und des Ohnsorg-Theaters, die gerade durch ihre große Publikumswirksamkeit die Klischeevorstellungen vom tumben und einfältigen Mundartsprecher fördern. Die Anhäufung einengender und negativer Beurteilungskriterien für die Mundart und für die Mundartdichtung kann beinahe nicht umfangreicher gedacht werden als sie in Wirklichkeit vollzogen wurde und nachhaltig noch immer zu beobachten ist.

Und dieses alles, obwohl jedem, der sich mit Mundart befaßt, bei nur geringer Mühe des Nachdenkens einleuchten muß, daß die Mundart ein Teil dessen ist, was unsere Sprache und damit unsere Kultur ausmacht. Diese Tatsache kann nicht mit der Behauptung abgetan werden, die Mundart stehe der hochsprachlichen Entwicklung im Wege und vermehre die Lernbehinderungen um ein störendes sprachliches Relikt. Tatsache ist, daß die Mundart die primäre Sprachwirklichkeit breiter Schichten des Volkes ist. Und Tatsache ist auch, daß die Zweisprachigkeit, nämlich die Fähigkeit, sich einerseits in Mundart und andererseits in der Schriftsprache ausdrücken zu können, eine kulturelle Bereicherung mit sich bringt, die auch von jenen Bildungstheoretikern nicht geleugnet werden kann, denen die Schriftsprache als einziges erstrebenswertes sprachliches Bildungsziel vorschwebt. Es stellt sich die legitime Frage, ob die Forderung nach schriftsprachlicher Bildung das Verlangen nach Abschaffung der Mundart mit einbeziehen darf oder ob nicht stattdessen die Förderung der schriftsprachlichen Bildung neben der Förderung mundartlicher Ausdrucksmöglichkeiten als das erstrebenswertere Ziel anzusehen ist.

Wenn aber schon die Mundart ein Teil der Sprachkultur ist, erscheint es müßig zu fragen, ob es sich dabei um gehobene oder niedere Sprachkultur handelt, ob sich darin alles oder nicht alles ausdrücken läßt, überhaupt, ob Dichtung in Mundart legitim ist. Denn Dichtung ist in jeder lebendigen Sprache möglich. Entscheidend sind nur die Kriterien, und diese können für mundartliche Dichtung kaum andere sein als für die Dichtung in der Schriftsprache. Inso-

fern können und dürfen auch die nicht weiterentwickelten spätromantischen Auffassungen von Aufgaben und Möglichkeiten der Mundartdichtung die zeitgenössische Mundartdichtung nicht mehr bestimmen, ungeachtet dessen, daß sich in der Mundartdichtung nicht jene Entwicklung vollzogen hat, die für die schriftsprachliche Dichtung nachzuweisen ist. Daß die gegenwärtige und künftige Mundartdichtung vielerlei Vorbehalte und tradierte Voreingenommenheiten zu überwinden hat, liegt bei der Massierung dieser Widerstände gerade gegenüber der zeitgenössischen Mundartdichtung auf der Hand. Zu diesen Widerständen zählt nicht zuletzt auch eine sich gegenüber der Mundart weithin elitär gebende schriftsprachliche Kritik (was ihr angesichts der lange Zeit herrschenden Situation in der Mundartdichtung gar nicht zu verübeln ist). Mundartdichtung unterliegt weithin der Gleichsetzung mit Volkspoesie und der Charakterisierung als «natürliche Dichtkunst» gegenüber der «künstlichen» weil «gemachten» hochsprachlichen Dichtung. Abgesehen davon, daß sich die Frage stellt, ob nicht jede Art von Dichtung (gleich in welcher Sprache) die Charakterisierung «künstlich» verdient, zeigt sich, daß oft gerade in jenen Dichtungen in Mundart, für die Begriffe wie «Natürlichkeit» und «Ursprünglichkeit» in Anspruch genommen werden, sprachlicher und gesellschaftlicher Realismus gänzlich fehlen. Die Tatsache, daß eine Dichtung in Mundart verfaßt wurde, rechtfertigt für sich allein Charakterisierungen dieser Art jedenfalls auch dann nicht, wenn die Mundart als «natürliche» und «ursprüngliche» Sprache angesehen wird. Die Romanisierung der Mundart als Grundlage einer volkssprachlichen Dichtung im tradierten Sinn von Volkspoesie stand den Möglichkeiten der Mundart für eine kritische, gegenwartsbezogene und realistische Dichtung entgegen. Freilich gibt es auch Beispiele für literarisch bedeutsame Mundartdichtungen, im Bereich der oberdeutschen Mundarten vor allem im Bairischen; sie aber blieben auf Einzelpersönlichkeiten beschränkt, ohne daß es gelungen wäre, die allgemeine Meinung von und über Mundartdichtung nachhaltig zu beeinflussen und zu verändern.

Verantwortlich für die Behinderung einer Weiterentwicklung der Mundartdichtung zu einer sprach- und gesellschaftsrealistischen Dichtung ist unter anderem auch das entscheidende Mißverständnis, Mundart und Mundartdichtung seien gleichzusetzen mit Provinzialismus. Es wurde gesagt, der Kampf um regionale oder überregionale Bedeutung eines Mundartautors könne nicht stattfinden, weil sich nicht auf jeder Sprachstufe alles denken und

sagen lasse. Und es wurde behauptet, die typische Einstellung des Provinzlers erkenne den experimentellen Literaten nur dann an, wenn er sich im Mundartmetier ausgewiesen habe. Resümiert wurde, die Grenzen der Sprache des Provinzlers seien auch die Grenzen seiner Welt. – Als ob Mundart qualifizierbar sei als typisches Medium des Provinziellen! Auch wenn nicht zu leugnen ist, daß sich in Mundart nicht alles denken und sagen läßt, muß zugestanden werden, daß dasselbe auch für die Umgangssprache und für die Schriftsprache gilt. So wie die Schriftsprache der Mundart manches voraus hat, hat auch die Mundart der Schriftsprache durch ihre eigengesetzliche und eigensprachliche Wirklichkeit einiges voraus. Daß eine regional wirksame Mundart nur von einem kleineren Kreis von Menschen gesprochen wird als die Schriftsprache, ändert nichts daran, daß Mundart sprachliches Medium ist. Entscheidend ist, ob und daß etwas in Mundart sagbar ist. Das aber ist angesichts der sprachlichen Qualitäten der Mundart, angesichts der Vielzahl der mundartspredenden Menschen und angesichts der sozialen Wirklichkeit dieser Menschen nicht wenig. An diesen Fakten ändert sich auch nichts, wenn gegen Mundart und Mundartdichtung abwertend polemisiert wird.

Hier ergibt sich auf fatale Weise eine recht eigenartige Beobachtung. Der die Mundart als provinziell und nicht-literaturfähig Ablehnende trifft sich mit seiner Argumentation mit dem typischen Provinzler, der von dem in Mundart Schreibenden fordert, er müsse sich mit seiner Mundart thematisch im engen räumlichen Bereich aufhalten, in dem die Mundart gesprochen wird, und dürfe Fragen, die außerhalb dieses Bereiches liegen, nicht aufgreifen. Beide übersehen, jeder aus anderen Gründen, daß die Mundart eine lebendige Sprache ist, die keine anderen Grenzen hat als die ihrer Eigengesetzlichkeit. Hier scheitert die Reflexion über die Möglichkeiten der Mundartdichtung einerseits an Voreingenommenheit, andererseits an Traditionalismus. Denn vom einen wird die Mundart mit Provinz und Provinzialismus gleichgesetzt, vom anderen wird sie als mediales Monopol eines engen räumlichen Bereichs mißbraucht. Beide tun der Sprache «Mundart» unrecht. Schließlich ist, wer Mundart spricht, nicht unbedingt provinziell, und wer Schriftsprache spricht, nicht unbedingt unprovinziell. Die Gleichsetzung von Mundart mit Provinz und provinziellem Verhalten und die Folgerung, die Grenze der Sprache des Provinzlers, nämlich die Grenze seiner Mundart, sei auch die Grenze seiner Welt, ist im Ansatz unrichtig und in ihrer Simplifizierung ohne Logik.

Die Situation der Mundartdichtung und des in Mundart Schreibenden ist unter solchen Vorzeichen vertrackt. Mit seiner Sprache sieht sich der Schreibende einer Antihaltung ausgesetzt, die ihn als provinziell abqualifiziert, auch wenn er sich thematisch Ungelöstem zuwendet, wenn er gegenwarts- und zukunftsorientiert Fragwürdigkeiten des Lebens aufzeigt, entgegen fest eingerastetem Traditionalismus das Bewußtsein um das Nichtselbstverständliche fördert und das Angepaßte und Etablierte in Frage stellt, kurzum: auch wenn er sich, nicht selten aus Ungenügen an der Provinz, entgegen dem, was ihm infolge mangelnder Reflexion unterstellt wird, sprachlich, thematisch und formal alles andere als provinziell verhält.

Traditionell kleinkariertes Denken nimmt, weil es ihm nicht in den Kram paßt, nicht zur Kenntnis, daß Mundart in erster Linie Sprache und damit Medium ist, zu sagen, was zu sagen ist. Die spekulative und unreflektierte Gleichsetzung von Mundart mit gesellschaftlichem Verhalten und damit die Fortführung gewohnter Denkklišees führt nicht zu der an sich notwendigen Analyse des Problems.

Die Aufgaben und Möglichkeiten der Mundartdichtung und zugleich auch ihre Probleme sind damit im wesentlichen aufgezeigt. Sie hat es nicht nur mit der Sprache Mundart zu tun, was ihre primäre Aufgabe ist, sondern sie hat sich weiterhin auch mit jenen Voreingenommenheiten auseinanderzusetzen, die ihr aus einander entgegengesetzten Richtungen begegnen. Um so schwieriger, aber auch um so interessanter ist die Arbeit des zeitgenössischen Mundartautors. Hinzu kommt, daß er wenig Möglichkeiten hat, Positionen aufzusuchen, an die er im Sinn einer literarischen Entwicklung anknüpfen könnte. Er ist sich in gewisser Weise selbst sein eigener Vorgänger.

Er findet keine stilistisch gleichorientierte Phalanx von Mundartautoren vor, in die er sich einordnen könnte. Er ist für sich zu stilistischer, thematischer und sprachlicher Originalität aufgefordert. Und er sieht sich einer gesellschaftlichen und sozialen Wirklichkeit gegenüber, aus deren Lebensbereich heraus und mit deren Sprache er in sie hineinwirken kann, wenn er bereit ist, nach anerkannten literarischen Kriterien zu verfahren. Das ist seine Chance. Das setzt aber auch die Distanzierung von den spätromantischen Rezepturen für Mundartpoesie voraus und erfordert die Reflexion über die Aufgaben und Möglichkeiten einer zeitgenössischen Mundartdichtung.

Bodenständigkeit und Gewachsenheit der Mundart, Naturhaftigkeit und Ursprünglichkeit können für den zeitgenössischen Mundartautor nicht

Gleichwertigkeitssymbole für das Heimatliche und Idyllische mehr sein. Das Heimatliche, das romantisierend für das Gute und Schöne, für das Bodenständige und Erdhafte stand, ist keine Idylle mehr, sofern es überhaupt jemals eine Idylle gewesen sein sollte. Es ist den Fragwürdigkeiten des Lebens ausgesetzt, es steht im ständigen Für und Wider des Alltags, es ist Ruhepunkt und Auseinandersetzung und es ist vor allem auch das Mißvergnügen an jener Behaglichkeit, die gern die Beine unter den Tisch streckt und die Welt Welt sein läßt. Das Heimatliche, so verstanden, findet in der Mundart eine sprachlich realistische Entsprechung.

Die Unverfälschtheit der Mundart, von Spätromantikern als Garantie für die Übereinstimmung mit der Seele des Volkes deklariert, gerät zur Falschheit und Unglaubwürdigkeit, wenn sie soziale Not in freundliche Idylle verkehrt und nicht als das, was sie ist, als soziale Not kennzeichnet. Die «fröhliche Armut», oft genug als Genrebildchen des einfachen Lebens dargestellt und beschrieben, verbirgt hinter der freundlichen Fassade fast stets die unausgesprochenen Nöte sozial deklassierter Menschen.

Dasselbe gilt für die Ernsthaftigkeit des Umgangs mit Mundart. Beschönigungen, die den mundartlichen Sprachschatz dezimieren, können schwerlich die Forderung nach Ernsthaftigkeit erfüllen. Wo von Mundartsprechern einer bestimmten sozialen Schicht in eindeutiger Weise grob und platt gesprochen wird, hilft das Verschönen auch literarisch nicht zu einer Aufwertung, abgesehen davon, daß «grobe» Mundartausdrücke oft nur dem Milieuentfernten als grob erscheinen. Die Distanzierung spätromantischer Mundartdichter von realistischer Sprech- und Ausdrucksweise in der Mundart kann für den zeitgenössischen Mundartautor kein Maßstab für seine Arbeit sein, wenn er sich nicht den Vorwurf der Verfälschung oder zumindest den der Beschönigung der Sprache zuziehen will. Der Wille der Spätromantiker, grobe und platte Ausdrucksweisen zu vermeiden, war nicht zuletzt darauf zurückzuführen, daß eine Reihe von ihnen, geübt im Witz- und Anekdotchenerzählen, um des lauten Beifalls willen nicht auf Drastik und Eindeutigkeit verzichtet hatte und daß ihnen die Vordergründigkeit dieses Spiels mit der Mundart mit der Zeit nicht mehr ernsthaft genug schien. Die folgende ideologische Fixierung der Mundart und ihre Erhöhung über das vermeintlich Banale und Grobe führte zur Entfernung von der Wirklichkeit der Sprache.

Und was will schließlich für den zeitgenössischen Autor noch die Forderung nach lokaler Genauigkeit der Mundart? So apodiktisch formuliert, scheint diese Forderung zunächst einleuchtend zu sein. Sie

wird aber meist in Verbindung mit der Forderung erhoben, Mundartdichtung müsse sich stofflich eng lokalisieren. Solche Maximen mögen zu einer Zeit ihre Berechtigung gehabt haben, als die Mundart noch wenig Veränderungen unterworfen war. Abgesehen davon, daß ein Mundartautor in der Regel in jener Mundart schreibt, mit der er aufgewachsen ist, kann über die Tatsache nicht hinweggesehen werden, daß die Mundart gerade in den letzten Jahrzehnten gravierenden Veränderungen unterworfen war und daß sich diese Veränderungen weiterhin vollziehen werden. Angesichts der mehr und mehr sich herausbildenden Regionalmundarten, in denen die Ortsmundarten mit ihren typischen Eigenheiten immer mehr aufgehen, kann die Forderung nach genauer Lokalisierbarkeit auf die Dauer kaum aufrechterhalten werden. Viel mehr kommt es auf die Erneuerungskraft der Mundart an, die aus dem vorhandenen Wortschatz und aus den neuen und veränderten Lebenswirklichkeiten schöpft. Die exakte Differenzierung, ob die Mundart in dem einen oder in einem nur ein paar Kilometer entfernt liegenden Dorf gesprochen wird, hat unter diesem Gesichtspunkt nur eine für den Eingeweihten kulinarische Bedeutung. Für die zeitgenössische und für die künftige Mundartdichtung kann die Forderung nach örtlicher Richtigkeit der Mundart wohl kaum mehr das an erster Stelle zu erhebende literarische Kriterium sein.

Damit hängt auch zusammen, daß das bewahrende und erhaltende Moment, das seither weitverbreitet als Motivation und Aufgabe der Mundartdichtung angesehen wurde, nicht mit Konsequenz weiterhin gefordert werden kann. Die Veränderung der Lebenssituation dokumentiert sich in den Äußerungen der Mundart. Was aus der Wirklichkeit dieses Lebens verlorengelassen wird, was Veränderungen unterworfen ist und was durch Neues ersetzt wird, kann nachhaltig durch die Mundart nicht konserviert werden, es sei denn, die Mundart würde als Museum von Wörtern angesehen und aus der Aktualität der Gegenwart und der Zukunft herausgebrochen. Die Sehnsucht nach Vergangenem und das Heimweh nach der Jugendzeit, für sich legitime Lebensäußerungen, verstellen zu leicht den Blick für die Wirklichkeit. Mundartdichtung, die sich in solchen sentimentalischen Bereichen erschöpft, läßt die Zeitgenossenschaft mit verbundenen Augen vorüberziehen. Erinnerung kann nicht nur nachtrauernd zurückgewandt sein auf das Gestrige und Vorgestrige; sie muß mit kritischer Bereitschaft vor allem auch der Gegenwart gelten. Ihre Sache ist es, welcher Mittel sie sich dabei bedient, und hier kann Erinnerung Wesentlicheres bewirken als wenn ihr

nur eine sentimentalische Funktion zugestanden wird.

Die traditionell rückwärts gewandte Grundhaltung des überwiegenden Teils der Mundartdichtung kann nur durch die Abkehr von den zeitabgewandten Verklammerungen mit der spätromantischen Auffassung von Volkspoese und Volksdichtung überwunden werden. Eine Reihe erfolgreicher Ansätze dazu ist gerade in den letzten Jahren zu verzeichnen, ohne daß jedoch gesagt werden könnte, die zeitgenössische Mundartdichtung habe den Anschluß an die schriftsprachliche literarische Entwicklung schon voll hergestellt. Modische Tendenzen der Gegenwart, die eine zunehmende Aufgeschlossenheit gegenüber der Mundartdichtung vermuten lassen, werden an ihrer Nachhaltigkeit zu erproben sein. Dabei muß es sich erweisen, ob der Anschein des Kulinarischen und das Interesse für das in gewisser Weise Exotische der Mundart zurückgedrängt werden kann zugunsten einer an sich notwendigen und auf Dauer angelegten Beschäftigung mit der Mundart und ihren literarischen Möglichkeiten.

Hier stellt sich die Frage nach den stilistischen Frei-

heiten und Formen der Mundartdichtung. Wer ihre literarischen Bedingungen unter den Gesichtspunkten des Herkommens und des bisherigen Brauchs sieht, wird ihr die Chancen zu schöpferischer Entfaltung beschneiden. Maßstäbe der Konventionalität hemmen die Kreativität. Wäre denn ernsthaft zu fragen, was gegen die Erprobung surrealistischer oder naturalistischer Stilelemente einzuwenden ist? Oder was wäre zu sagen gegen eine impressionistische oder expressionistische Stilrichtung in der Mundartdichtung? Ohne Zweifel bietet der Realismus für die Mundartdichtung der Gegenwart eine unübersehbare Chance. Die soziale und gesellschaftliche Situation vieler Menschen, deren primäres Ausdrucksmittel die Mundart ist, läßt sich gerade durch die Mundartdichtung zu voller literarischer Identität von Sprache und Wirklichkeit bringen.

In der Überwindung der Voreingenommenheiten gegenüber der Mundart liegen die Probleme und im Suchen, Auffinden und Erfassen der Identität von Mundart und Lebenswirklichkeit die Aufgaben und Möglichkeiten einer zeitgenössischen Mundartdichtung.

Schramberger Bildergeschirr

Bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts waren in unserem Lande neben Geschirr aus Holz und Zinn vor allem Teller, Tassen, Kannen und Schüsseln aus glasierter gebrannter Töpferware, auch Hafnerware oder Irdenware genannt, allgemein in Gebrauch. Das von Ostasienfahrern aus China nach Holland und von dort nach Deutschland gebrachte Porzellangeschirr – und die in den fürstlichen Manufakturen Deutschlands hergestellten barocken Fayence-service mit teurer Zinnglasur und reicher Bemalung – konnten sich nur Fürsten, Adlige und reiche Kaufleute leisten. Aber auch das deutsche Porzellan, von FRIEDRICH BÖTTGER 1709 erfunden und bald darauf in zahlreichen Manufakturen hergestellt, hielt an aufwendig geschmückten, verzierten und bemalten Ausführungen fest, weshalb auch dieses Geschirr lange Zeit den sehr vermögenden Kreisen vorbehalten blieb. Etwa ab dem Jahr 1780 erschien in den deutschen Ländern eine neue Art Tafelgeschirr von einfacher, zweckmäßiger, schöner Form, versehen mit zurückhaltendem, sehr exakt ausgeführtem reliefartigem Dekor auf der «Fahne» des Tellers (Tellerendfläche). Es kam aus England. Es war trotz seiner Schönheit und Härte so wesentlich billiger als das Porzellan- und Fayencegeschirr, daß es bald

Max Preger

auch dem weniger begüterten Bürger erreichbar war – sei es zum täglichen Gebrauch, sei es als Schmuck des Heims.

Im größten Töpfergebiet Englands, in den «potteries» in der Grafschaft Staffordshire, wo seit langer Zeit Hafnerware und ab etwa 1730 «fine white salt-glazed stone ware» (Steinzeuggeschirr) hergestellt wurde, hatten erfinderische Unternehmer versucht, aus heimischem Rohmaterial eine feinere und schönere «stone ware» zu entwickeln. Am erfolgreichsten war JOSIAH WEDGWOOD (1730–1795). Er fand eine Zusammensetzung des Rohmaterials und eine Fabrikationsmethode, welche – verbunden mit einer dem Stilwandel vom Rokoko zum Klassizismus entsprechenden klaren und schönen Reliefdekorierung oder Bemalung – es ermöglichte, aus dem heimischen Ton und etwas Kaolin ein höchsten Ansprüchen genügendes Tafelgeschirr herzustellen. Wegen des elfenbeinweißen bis gelblichen Farbtons wurde dasselbe bald «cream ware» genannt. Dieses Geschirr war so angelegt, daß es mit Hilfe mechanisierter Verfahren und mit relativ niedrigen Brenntemperaturen produziert werden konnte. Bald stellten auch andere Töpferbetriebe der «potteries» entsprechendes Geschirr her. Es fand begeisterte Auf-